

Ingrid Schmitz (Hrsg.)

Muscheln, Mousse und Messer

Eine kulinarische Krimi-Anthologie



Ingrid Schmitz (Hrsg.)

Muscheln, Mousse und Messer

Eine kulinarische Krimi-Anthologie



CONTE *Krimi*

Muscheln, Mousse und Messer

Ingrid Schmitz (Hrsg.)

CONTE *verlag*

Anne Chaplet **Caillettes**

»Ahhh, Bernard! Heute schon so früh?« Charlot goß einen Fingerbreit Ricard ins Glas und stellte es neben die Wasserkaraffe auf den Tresen. »Darfst dich wohl zu Hause gar nicht mehr blicken lassen, was?«

Bernard brummte, goß Wasser ins Glas und zwirbelte es zwischen den Fingern, bis der rotzweiße Pastis Blasen schlug.

»Läßt sie dich denn noch ins Schlafzimmer?« Charlot hielt ein Bierglas unter den Zapfhahn und ließ den Zahnstocher wippen, auf dem er kaute. »Ins Bad offenbar nicht, sonst hättest du dich mal rasiert, oder?«

Der Alte hob den Kopf und starrte auf Charlots Glatze. Man hatte einen ganz schönen Verbrauch an Zahnstochern, wenn man in der eigenen Kneipe nicht mehr rauchen durfte, dachte er.

»Aber mach dir nichts draus. Das gibt sich wieder.« Charlot stellte das Bier zu den drei anderen aufs Tablett, für Marie-Chantal, die draußen servierte. Draußen saßen die Touristen. Drinnen die Stammkunden. Alte Knacker, wie Bernard, bei denen der Feierabend immer früher begann, seit sie auf ihn nicht mehr warten mußten. Allerdings nicht schon nachmittags um vier. Heute war er der Erste.

Charlot wischte sich die Hände am Geschirrtuch ab, das er im Hosenbund stecken hatte. »Sie wird drüber hinwegkommen.«

Bernard deutete wortlos auf sein leeres Glas. Trinken war das einzige, was Charlots Geschwätz erträglich machte.

»Und du hast es ja nicht mit Absicht getan, wie?«

Nicht mit Absicht? Bernard hätte fast gegrinst. Ganz im Gegenteil. Mit *voller* Absicht. Mit *Hingabe*. Mit *Genugtuung* hatte er den fetten Köter überfahren, unten in

der Ruelle des Camisards, kurz vor dem Haus. Mit Befriedigung hatte er den Schlag und das helle Jaulen und das Schmatzen gehört, als er den Rückwärtsgang eingelegt hatte, um ein weiteres Mal über das verfluchte Vieh hinwegzurollen. Er hätte noch stundenlang so weitermachen können, so lange, bis er den widerlichen Fleisch-Fett-Fell-und-Knochen-Haufen in den Asphalt gewichst hätte. Aber dann mußte eine wildgewordene Touristin zu kreischen beginnen.

»Und was zu Essen kriegst du wohl auch nicht mehr, was? So dünn wie du bist.« Charlot stellte ein frisches Glas auf den Tresen. Noch war der Pastis im Glas klar. Bernard gab tropfenweise Wasser aus der Karaffe hinzu. Jetzt wurde die Flüssigkeit undurchsichtig wie feiner Nebel. Er mochte das.

»Soll ich dir einen Happen machen?«

»Danke, geht schon«, murmelte der Alte. Schlimm genug, daß er neuerdings hier zu Mittag essen mußte. Da mußte er sich nicht auch noch abends den Magen verrenken.

»Muß abnehmen. Hoher Blutdruck. Der Doktor. Du weißt.«
Endlich kamen die anderen.

Adeline beobachtete ihn. Sobald er hochschaute, blickte sie weg. Aber er wußte, daß sie heimlich nach ihm sah.

Bernard saß auf der Bank, die Ellenbogen auf den Küchentisch gestützt, und schlürfte den Kaffee, den er sich gemacht hatte. Heute schon ganz früh, noch bevor sie aufgestanden war. Duftende Bohnen, mit der Mühle gemahlen, schwarz und stark und ohne Milch. Kein Zucker. Und dann hatte er zwei frische Baguettes von der *Boulangerie* geholt, die noch in ihrem Papier auf dem Küchentisch lagen. Er riß ein Stück von der goldgelben Kruste ab und stopfte es sich in den Mund. Keine Butter. Keine Marmelade. Man weiß ja nie.

Jetzt wieselte sie durch die Küche und bereitete das Mittagessen vor. Klapperte mit Töpfen und Pfannen. Sagte kein Wort. Seit dem Tod von Bijou sprach sie nicht mehr,

jedenfalls nicht mit ihm. Sie weinte nicht. Sie schrie nicht. Aber sie beobachtete ihn.

»Es war ein Unfall«, hatte er gestottert, als er nach Hause gekommen war. Sie hatte das Vieh schon vermißt und nach ihm gerufen. Mit gerötetem Gesicht stand sie in der Haustür. Sah ihn an. Sagte nichts.

»Er ist mir ins Auto gelaufen.« Ihre Mundwinkel hatten gezuckt, kaum merklich. »Ich konnte nicht mehr bremsen.«

Sie hatte ihm den Rücken zugedreht. Und zwei Stunden später das Essen serviert. Das erste Mal, seit sie verheiratet waren, seit zweiundfünfzig Jahren also, hatte er keinen Bissen heruntergekriegt.

Er hörte das Stakkato des Küchenmessers auf dem Schneidebrett. Es begann, nach Zwiebeln, Knoblauch und Thymian zu riechen. Dann hörte er es zischen. Der Duft von angedünstetem Mangold stieg ihm in die Nase.

Hastig drückte er sich aus der Eckbank und stand auf. »Ich geh dann mal«, sagte er lahm. Sie antwortete nicht.

»Du siehst hungrig aus, *mon chou*«, sagte Marie-Chantal und tätschelte ihm den Arm. »Einen *pichet*? Was zu Essen?«

»Nummer drei«, sagte Bernard und ließ sich resigniert am Tisch neben dem Spielautomaten nieder. Die kackbraune Tischplatte fühlte sich klebrig an. Das wurde auch nicht besser, nachdem Marie-Chantal mit einem muffelnden Lappen darübergewischt hatte.

Er kam sich verloren vor. Niemand, der sich auskannte, aß im »Chez Charlot«. Nur die Touristen. Aber die saßen draußen, die liefen jedem Sonnenstrahl hinterher. Holländer oder Deutsche oder Belgier. Er verstand ihre Sprache nicht. Aber er war sich sicher, daß sie vom französischen *savoir vivre* schwärmten, von der tollen Küche, den guten Weinen, dem schönen Wetter.

Niemand von den Einheimischen käme deswegen ins Schwärmen. Bei Charlot traf man sich abends auf ein Glas und besprach die Dinge. Aber essen? Zum Essen geht ein

französischer Mann nach Hause, jeden Tag, pünktlich zwischen eins und drei. Niemand kocht so gut wie *Maman*. Oder wie die Ehefrau.

Und niemand kochte so gut wie Adeline. Alle wußten das. Und alle zerrissen sich das Maul darüber, daß Bernard seit drei Wochen Stammgast bei Charlot war. Was hatte sich da wohl abgespielt, nachdem Bernard Adelines Hund überfahren hatte? Bijou, ihren Augapfel, ihr ein und alles? Essen durfte Bernard ganz offenkundig nicht mehr zu Hause. Vielleicht mußte er auch in der Badewanne schlafen? Vielleicht strafte sie ihn noch ganz anders, auf unbekannte, spannende Weise?

Bernard wußte, warum er nicht mehr zu Hause aß. Nicht, weil sie es befohlen hätte, sondern weil es für ihn das beste war. Er kannte seine Frau. Er wußte, daß sie sich rächen würde. Er wußte nur noch nicht, wann und wie.

Und deshalb kam er jeden Mittag hierher. Aß jeden Mittag eines von drei gleichermaßen abscheulichen Gerichten: Rumpsteak mit grünen Bohnen und Pommes. Omelette mit Dosenchampignons. Caillettes mit Salat. Litt stumm. Zahlte bar. Und begriff langsam, daß das, genau das, ihre Rache war.

Das Rumpsteak war zäh, die Bohnen schlapp gekocht, die Eier rochen nach Fischmehl, die Pilze schmeckten gummiartig und die Caillettes ... Er schüttelte sich beim bloßen Gedanken daran. Nur einmal hatte er Charlots Fleischklöße probiert und dann nimmermehr. Wahrscheinlich bezog der alte Geizhals sie *en gros* vom Großhandel und lagerte sie schon seit Jahren in seiner vorsintflutlichen Tiefkühltruhe bei viel zu hohen Temperaturen.

Das war nichts für jemanden, der Adelines Küche gewohnt war. Wer ihre Caillettes gegessen hatte, würde nie wieder behaupten, das sei ein Armeleuteessen, eine aus der Not geborene Resteverwertung, weil man alles darin verwursten konnte, was sonst im Abfall gelandet wäre. Also typisch für die Ardèche, in der man nur wenige Jahrzehnte

wohlhabend gewesen war – als die Seidenraupen und die Kastanienbäume noch nicht krank wurden und starben.

Alles Unsinn. Adelines Caillettes waren etwas für Könige.

»Danke, meine Liebe«, sagte er, als Marie-Chantal die Karaffe mit dem sauren Rosé vor ihn hinstellte. Dieses Essen! Dieser Wein! War das nicht langsam Buße genug für eine totgefahrene Töle?

Eine häßliche, faule, stinkende Promenadenmischung. Gott allein wußte, wieso Adeline ihre Liebe an so ein nutzloses Vieh verschwendet hatte. Bijou hier. Bijou dort. Mimimimimi und dududududu. Häschen und Mäuschen und Liebchen und – Ferkelchen! Die Bezeichnung war noch am passendsten gewesen für den fetten Rollmops.

Und immer Häppchen. Immer vom Feinsten. Für das liebe Häschen. Schnuckelchen. Babylein. Hasimausimuckelchen.

Seine Schuld. Er hatte sich nichts dabei gedacht, als er ihr eines Abends das kleine Fellknäuel mitbrachte. Mutterlos, weil ein Traktor die Alte erwischt hatte. Sein Nachbar hatte ihn händeringend darum gebeten, ihm den letzten Welpen des Wurfs abzunehmen. Er hätte sich denken können, was daraus folgte: Adeline entwickelte Muttergefühle – und das in ihrem Alter! Das arme, mutterlose Tier! Da konnte man doch nicht ... Da mußte man ja!

Genau. Und er hatte auch noch gedacht, das wäre gut für sie, so ein Schmusetier. Da hätte sie Gesellschaft, wenn er mal unterwegs war. Oder abends in die Kneipe ging. Damit sie nicht allein wäre, jetzt, wo die Kinder aus dem Haus waren.

Idiot. Blöder.

Schnucklein bezog ein weich gepolstertes Kistchen direkt neben dem Ehebett. Wenn es nachts wimmerte, mußte man aufstehen und es zum Pipimachen rauslassen. Man? Er. Nicht etwa Adeline. Und morgens war er wieder dran. Weil ein bißchen Bewegung mit dem Hund ja gut für

die Gesundheit war. Das gleiche Elend vor dem Schlafengehen.

Vielen Dank auch. Als ob das tägliche Holzhacken für den Küchenherd nicht reichte.

Sein Essen bekam das Aas in einem feinen Porzellanschüsselchen serviert. Hier ein Filetchen, da ein Fischchen. Zwischendrin ein Käsehäppchen. Oder ein Kekschen. Selbst beim Mittagessen saß das Vieh unter dem Tisch und schlabberte mit.

Ekelig. Noch ekliger roch es im Bad, wenn Adeline die fusselnde Flohfalle in die Wanne gesteckt und shampooiniert und parfümiert und trockengerubbelt hatte. Und wer mußte danach die Haare aus dem Abfluss räumen? Na wer wohl.

Und irgendwann - irgendwann schlief das rüdidige Tier nicht mehr neben dem Ehebett, sondern neben Adeline. Im Ehebett.

»Iß, dann geht's dir besser«, sagte Marie-Chantal, schob ihm den Teller mit den fischigen Eiern und den Gummipilzen vor die Nase und ließ sich seufzend auf den Stuhl neben ihn fallen.

»Wird das denn gar nicht besser mit der armen Adeline? Will sie überhaupt nicht mehr für dich kochen?«, fragte sie mit viel zu viel Anteilnahme im Blick.

Er schüttelte den Kopf und schaufelte mit dem Brot in der Linken einen Brocken Omelette auf seine Gabel.

»Klar war der Hund ihr ein und alles. Aber das Leben muß doch weitergehen! Und du konntest ja nichts dafür, oder?«

Warum fragte sie, wenn sie es wußte? Na, warum wohl. Zweifel hatten alle. Und vor allem die, die das Vieh genauso genervt hatte wie ihn. Die hätten ihm am liebsten auch den kleinen Hals umgedreht.

Der Hund hatte Adeline und ihn zur Lachnummer gemacht. Mit Adeline und dem Hund auf den Markt gehen, einkaufen? Das ging nicht ohne ohrenbetäubendes Gejaule ab. Das Vieh machte vor jedem Stand Männchen und war

nicht zu bewegen, weiterzulaufen, bevor sich der Fischhändler nicht erbarmte und ein Stück Seelachsfilet opferte. Oder die Geflügelfrau ein Leberchen. Die Mädels vom Käsewagen. Der Metzger. Und er immer brav hinter den beiden her, einer mußte ja die Einkäufe tragen. Die Würste, den *chèvre*, das Gemüse, die Hühner, die Eier. Die Pilze, die Kastanien, den Kohl, die Tomaten. Die Steaks und *boudins*, die *pâtés* und den Schinken.

Ihm wurde ganz flau, wenn er daran dachte, was Adeline aus all den Köstlichkeiten zaubern konnte. Widerwillig schob er sich eine weitere Gabel von Charlots Fraß in den Mund. Bei ihr hatten auch die Caillettes eine besondere Note. Ins zarte Schweinenetz kam nur das Feinste vom Feinen. Und natürlich keine Schweineleber. Sondern Kaninchenleber.

Das hatte das Faß zum Überlaufen gebracht. Die Sache mit der Kaninchenleber. Er hatte es damals sofort herausgeschmeckt: Die Kaninchenleber fehlte!

Sie hatte so getan, als ob das nicht weiter schlimm wäre. Ja, sie hatte sogar alles zugegeben! »Weil er doch so lieb gebettelt hat.« Unvorstellbar.

Ja, sie hatte die frische Leber an den Hund verfüttert. Sie hatte die ganze, wunderbar feste Kaninchenleber kleingeschnitten, mit der Gabel zermanscht und der fetten, feisten, widerlichen Promenadenmischung vor die Nase gesetzt. Und Bijou hatte auch noch die Hälfte liegengelassen.

Bernard schob den Teller mit dem halbverzehrten Omelette angeekelt von sich.

Es war spät, als er nach Hause kam. Sie stand in der Küche am Herd, sah nicht auf, sagte nichts. Noch nicht einmal »Hallo!« oder »Guten Abend!«. Sagte einfach gar nichts.

Er fühlte sich fehl am Platz, was natürlich Unsinn war. Es war ja seine Küche, ebenso wie ihre, und wo sollte er sonst hin? Im Salon war nicht geheizt und heute war es frisch

draußen. Da konnte er sich genausogut in die warme Küche setzen, oder?

Er hatte zwar schon einiges intus, war aber noch im Keller gewesen und hatte eine Flasche Merlot hochgeholt, die letzte gute Flasche, die sie eigentlich gemeinsam trinken wollen, bei irgendeinem schönen Anlaß. Aber den würde es wohl so bald nicht geben.

Er stellte sie auf den Tisch, nahm den Korkenzieher vom Regal, setzte an und zog den Korken mit einem satten »Plopp« aus dem Flaschenhals. Ein Glas Wein in der warmen Küche stand ihm zu. Trotzig setzte er sich auf die Bank. Egal, ob sie seine Anwesenheit zur Kenntnis nahm oder nicht.

Er seufzte, hielt seine Nase über das Glas, sog das Bukett ein, schloß die Augen und nahm den ersten Schluck. Wohlbehagen. Und dazu der Duft in der Küche. Ein Duft, ganz frisch, ganz warm, der alles durchdrang, über allem schwebte. Ihm wurde ganz schwach bei diesem Geruch.

Sie bückte sich. Öffnete die Backofentür. Schnalzte. Machte die Backofentür wieder zu. Nahm das Handtuch vom Haken. Machte die Backofentür wieder auf. Holte etwas heraus. Richtete sich auf, drehte sich um und kam zum Tisch, eine dampfende Auflaufform in den Händen. Er mußte hinsehen, es ging gar nicht anders.

In der weißen Auflaufform lagen satt dunkelbraun glänzende Kugeln, gesprenkelt mit mattem Grün und saftigem Weiß. Er blähte die Nüstern, ganz unwillkürlich, und identifizierte jede Note des Geruchs, der ihm da entgegenschwoll. Es duftete nach Knoblauch und Zwiebeln. Thymian und Muskat. Darunter ein süßer Hauch von Portwein. Das war ihr Trick – dieser kleine Schuß Portwein, mit dem sie die Masse aus Fleisch und Gemüse würzte. Und die Thymianblättchen zupfte sie mit unendlicher Geduld von den Zweigen des wilden Krauts, das sie bei ihren Spaziergängen in der Garrigue pflückte.

Er liebte sie für ihre Kochkunst. Ach was, nicht nur dafür. Er hatte sie immer geliebt. Und sie hatte ihn geliebt. Bis

dieses Vieh ins Haus kam.

Sie stellte ihm einen Teller hin, legte Besteck daneben. Setzte sich dann ihm gegenüber und aß langsam und bedächtig. Wischte sich mit dem Handrücken über den Mund, goß sich von seiner Flasche eine Handbreit Rotwein ins Glas. Trank. Blieb eine Weile stumm sitzen. Ging.

Bernard starrte auf die köstlich duftenden Caillettes, bis ihm die Augen tränten. Er goß sich das Glas voll, trank und verbat sich jeden weiteren Gedanken an Adeline und ihr gemeinsames Leben und ob sie noch eine gemeinsame Zukunft hatten. Oder ob er von nun an ewig vor den herrlichsten Genüssen sitzen mußte, ohne sie jemals kosten zu dürfen.

Denn ihn quälte ein furchtbarer Verdacht: Warum hatte Adeline die Dose weggeworfen, in dem sich das Mittel befand, das ihr der Arzt wegen ihres schwachen Herzens verschrieben hatte? Er hatte nachgeschaut: Die Dose war leer. Wenige Tage zuvor aber war sie noch voll gewesen. Eine Überdosierung könne gefährlich sein, hatte der Arzt gesagt. Gefährlich für sie? Oder gefährlich für ihren Mann, den Mörder ihres Hundes?

Als die Flasche fast leer war, fand er die Idee plötzlich komisch. Adeline, eine Giftmörderin? Niemals. Außerdem hatte sie selbst von dem gegessen, was da so lockend vor ihm stand. Und plötzlich hatte er eine Eingebung, die ihn ganz euphorisch machte. Vielleicht hatte sie ihm sein Lieblingsessen vor die Nase gesetzt, um ihm zu zeigen, daß sie ihm verziehen hatte?

Das mußte es sein! Er leerte erst die Flasche und dann das Glas. Ganz gewiß: Adeline wollte ihm sagen, daß alles wieder gut war.

Die Caillettes waren noch nicht ganz kalt. Die erste verschlang er, aus der Hand, was brauchte man dazu Messer und Gabel? Die zweite und dritte aß er kaum langsamer. Und dann konnte er nicht mehr aufhören. Erst,

als kein Krümelchen mehr in der Auflaufform lag, atmete er tief durch.

Alles war gut. Sie hatte ihm verziehen. Das Leben konnte wieder beginnen. So gut wie, ach was, noch besser als in der Zeit vor Bijou. Er würde ihr morgen Blumen kaufen, würde vor ihr auf die Knie sinken, würde ihr seine Liebe gestehen und sie um Verzeihung bitten. Kurz leuchtete in seinem betrunkenen Kopf die Frage auf, wie er denn wieder hochkommen sollte aus dieser unbequemen Position. Nichts war ja wohl lächerlicher, als ein alter Mann, der sich nach einem Liebesschwur nicht mehr erheben konnte. Aber seine unendliche Dankbarkeit ertränkte die störende Frage in innigen Gefühlen.

Daß ihm ein bißchen schwindelig war und alles vor seinen Augen verschwamm, als er die Küchenuhr lesen wollte, schob er auf den Wein. Daß die Farben immer blasser wurden und das Licht in der Lampe über dem Küchentisch merklich schwächer, irritierte ihn schon mehr. Und dann wurde ihm schlecht. Er schaffte es gerade noch durch den dunklen Flur zu dem engen Kabinett, in dem der Lokus stand. Dann wurde es grau vor seinen Augen.

So fand ihn Adeline am nächsten Tag. Er kniete vor der weißen Kloschüssel, den Kopf im Becken, naß von Wasser und Erbrochenem.

»Sie hat ihm was ins Essen getan. Adeline kennt alle Tricks. Das ist kein Zufall, ich schwör's!«

»Bloß weil er ihren Köter auf dem Gewissen hat? Das glaubt doch niemand!«

»Glauben heißt nicht wissen. Sie hat mit einer Affenliebe an der hysterischen Töle gehangen.«

»Er hat doch gar nicht mehr bei ihr gegessen! Er war doch jeden Tag bei uns! Der arme Kerl!«

Marie-Chantal verteidigte Bernard, wenn sich wieder mal alle die Köpfe heiß diskutierten am Tresen von Charlot. Der plattgefahrene Hund? Ein Versehen. Adeline? Eine nachtragende Person. Bernard? Ein armes Opfer. Aber Gift

im Essen? Niemals! So was tat eine gute französische Köchin einfach nicht.

Charlot vertrat eine ganz eigene Theorie. »Er hat es selbst getan. Bernard, meine ich. Der hat Adeline geliebt. Der wollte so nicht weiterleben.«

»Ah«, sagten die Adeline-Gegner, »sie hat ihn in den Tod getrieben!« Na, das war auch nicht netter, als ihm das Gift selbst zu verabreichen.

Nein, Adeline hatte keine Chance. Man sprach sie schuldig.

»Und das alles wegen eines dummen Viechs.«

Adeline selbst habe, so erzählte man sich mit glänzenden Augen, das dumme Viech vom Asphalt gekratzt und fürstlich bestattet: in ihrem Hof, am Fuße der prächtigen Bougainvillea, die sich bis hoch in den ersten Stock des Hauses rankte. Nun konnte man spekulieren, wie sie wohl Bernard bestatten würde. Und ob sie auch für ihn Tränen hatte.

Das ganze Dorf bekam mit, daß Adeline in die Stadt mußte. »Zum Verhör«, sagten die Älteren dumpf, die eine ziemlich präzise Vorstellung davon hatten. Die einen dachten dabei an SS- und Gestapo-Methoden, die anderen hatten das unrühmliche Verhalten der französischen Sicherheitspolizisten in Algerien vor Augen. Alle waren sich einig, daß das nichts Gutes bedeutete – für Adeline. Doch die war schon am Abend zurück. Sie sah nicht aus, als ob man sie gefoltert und geschlagen hätte, im Gegenteil, sie wirkte fast erleichtert.

»Sie lassen sie davonkommen«, flüsterten die Mißgünstigen. »Die Giftmischerin! Und dafür kriegt sie auch noch Witwenrente!«

Als man sie zwei Tage später auf dem Markt sah, hinter sich ein weißes Wollknäuel, das an der Leine zog und japste und kläffte, waren sich alle einig, daß sie herzlos war.

Erst, als die Sache endlich kein Tresengespräch mehr war, ließ sich Adeline bei Charlot blicken, am frühen Abend, das erste Mal seit mindestens zehn Jahren.

»Es war ein Kreislaufkollaps«, erklärte sie, obwohl niemand sie gefragt hatte. »Zuviel Alkohol. Zu hastig gegessen. Was anderes haben sie nicht gefunden.«

Niemand sagte etwas.

Sie sah in die Runde. Keiner blickte sie an. »Ich hab ihm nichts ins Essen getan«, erklärte sie schließlich trotzig.

»Natürlich hast du nicht, Liebes!« Marie-Chantal sprang ihr unverzüglich bei.

Auch Charlot wiegte halb zustimmend den Kopf. »Hat Bernard vielleicht selbst ...?«

»Nein, nein. Ich sagte doch: Sie haben nichts gefunden.«

Aus einigen Gesichtern wich der Zweifel. Aber nicht aus allen. Und als das Wollknäuel zu Adelines Füßen zu winseln begann, grinste der eine oder andere spöttisch. Es gibt eben Leute, schienen sie zu denken, die ihre Hunde den Menschen vorziehen.

»Still, Chouchou!« Adeline bückte sich und hob den kleinen Kerl auf, der ihr begeistert die Nasenspitze leckte.

»Und - Bijou?«, fragte schließlich einer. »Hast du Bernard denn jetzt verziehen?«

Adeline schluckte. Und dann sagte sie leise: »Wenn er nur ein Wort gesagt hätte. Ich dachte, wenn ich ihm sein Lieblingsgericht koche, würde er wenigstens ...« Sie war den Tränen nah.

»Was?«, hauchte Marie-Chantal.

»Ein paar Blumen kaufen. Auf die Knie gehen. Und mich um Verzeihung bitten.«

Caillettes »Adeline«

Zutaten (*für 6 Personen*) :

- 300 g Mangoldblätter
- 300 g frischer Blattspinat
- 400 g Schweinekamm ohne Knochen (*auch Braten- oder Schinkenreste*)
- 200 g fetter Speck (*auch Bauchspeck oder Dörrfleisch*)
- 400 g Schweineleber (*oder Kaninchenleber*)
- 1 Ei
- 3 Knoblauchzehen
- 1 Zwiebel
- 1 TL Thymian
- Butter
- Pfeffer, Salz, Muskat
- Portwein, Weißwein
- Schweinenetz

Zubereitung:

Spinat und Mangold von den Strünken befreien, blanchieren (oder andünsten), mit den Händen oder einer Gabel auspressen.

Fleisch, Leber, Speck, Gemüse, Knoblauch und Zwiebeln durch den Fleischwolf drehen (alternativ: nur das Fleisch durchdrehen, alles andere fein hacken). Mischen und würzen, gerne auch mit Portwein.

Schweinenetz fünf Minuten in kaltes Wasser legen, unter fließendem Wasser abspülen, ausdrücken. In Quadrate von ca. 14 cm Seitenlänge schneiden. Zwölf Kugeln aus der Masse formen und fest ins Schweinenetz wickeln.

In eine gebutterte Form legen (evtl. mit Weißwein angießen) und bei 180-200 Grad ca. 45 Minuten backen, bis die Caillettes schön braun sind.

Kann man auch kalt zu Salat servieren.

Ina Coelen

Perditas Tränen

»Hallo, Madame! Kommt denn bald mal jemand, der helfen kann, die Koffer aus dem Wagen zu holen?« Diese wenig melodische, hohe Stimme kam mir bekannt vor. Ich fuhr mit dem Handrücken über meine Stirn, um mir den Schweiß abzuwischen. Es war noch vor Mittag, doch die Sonne stach schon kräftig. In meiner Sommerküche war es zwar luftig, aber ich war beim Teigkneten ins Schwitzen geraten. Nun garten die ersten Brote bereits im Backofen. Auf dem Herd dampfte ein Topf mit kochendem Wasser und in der Pfanne schmorte gerade Gemüse an. Düfte von Gewürzen, Paprika, Zucchini und Auberginen lagen in der Luft, und Zwiebeln, nicht zu vergessen. Ich war spät dran und musste mich sputen mit der Küchenarbeit. Eine Unterbrechung kam mir höchst ungelegen.

»Sind Sie hier etwa alleine? Mein Mann und ich haben jetzt fast zwölf Stunden im Auto gesessen, wir brauchen erst mal was zu essen und zu trinken. Gibt es denn hier gar keinen Service?«

Ich setzte ein Lächeln auf mein Gesicht und drehte mich zu der Stimme um. Eine hagere, rothaarige Frau Ende fünfzig fächelte sich mit einem Stadtplan Luft zu und sah mich über ihre Brillengläser hinweg mit zusammengekniffenen Augen an.

Ich erkannte sie sofort. Mir war, als würde mein Herzschlag für Sekunden aussetzen. Meine Handflächen wurden feucht und das Schälmesser glitt mir aus der Hand. Irritiert legte ich die Zwiebel zurück und wischte mir die Hände an der Schürze ab. Ich schob eine Haarsträhne hinters Ohr, als könne ich dadurch Zeit gewinnen.

»Das riecht ja nicht schlecht! Wird das Zwiebelsuppe? Ich liebe Zwiebelsuppe. Kann ich bei Ihnen gleich etwas zu

essen bestellen? Wir haben seit Stunden nichts zu uns genommen. Vielleicht zuerst einmal verschiedene Käsesorten und Brot mit Kräuterbutter? Aber nicht mit Knoblauch. Verstehen Sie mich überhaupt? *Parlez-vous allemand?*«

Mein Pulsschlag beruhigte sich, als ich begriff, dass sie keine Ahnung zu haben schien, wer ich war. Es mochte auch gut fünfzehn, zwanzig Jahre her sein, dass wir uns das letzte Mal begegnet waren. Damals, in Deutschland, war ich noch blass und dunkelhaarig gewesen. Inzwischen hatten Sonne und Meer meine Haare gebleicht und meine Haut gebräunt.

Die Wohnung, in der ich seinerzeit lebte, war winzig. Ich erinnere mich noch, wie ich sie zum ersten Mal betrat. »Ein gemütlicher Aufzug ist das«, sagte ich zu meiner Vormieterin, die ich flüchtig von der Uni kannte, »wirklich originell.«

»Das ist nicht der Aufzug, das ist die Bude«, hatte sie lachend geantwortet. Aber ich hatte mich sofort in dieses kleine Paradies verliebt. Daher war ich maßlos enttäuscht, als sie mir am nächsten Tag eröffnete, sie habe sich von ihrem Freund getrennt und wolle ihre Bude nun doch behalten. Meine alte Bleibe hatte ich fluchtartig verlassen. Das heißt, es war gar nicht meine Wohnung, doch das ist eine traurige Liebesgeschichte, über die ich nicht reden will.

Ich konnte also gar nicht zurück und brauchte dringend ein Dach über dem Kopf. Aber wie immer in meinem Leben fand ich eine Lösung, und so konnte ich kurzfristig in meine neue Traumwohnung einziehen. Im Nu hatte ich die Einrichtung meiner Vorgängerin gegen Möbel und Accessoires von Sperrmüll und Trödelmärkten ausgetauscht und mir ein behagliches Heim geschaffen. Hier konnte ich zur Ruhe kommen. Ich fühlte mich wohl in meinem eigenen Reich, wenngleich es in der vierten Etage lag, direkt unter dem Dach. Im Sommer war es glühend

heiß und stickig. Im Winter zog es heftig durch das einzige Fenster und ich versuchte, mit Teelichtern und Kerzen die Raumtemperatur zu heben. Wenn es draußen fror, stellte ich einen Topf auf die Herdplatte und ließ Wasser kochen. Nicht, um mir eine wärmende Suppe zu bereiten, sondern um auf diese Weise zu heizen. Ich verkroch mich unter die Bettdecke und beobachtete, wie die Tröpfchen von der Zimmerdecke drieselten oder das Wasser wie Tränen an der Fensterscheibe hinunterkullerte.

Die Wohnung hatte nur einen Nachteil, den ich völlig unterschätzt hatte, und das war die Vermieterin. Seit meinem Einzug hatte ich das Gefühl, dass sie mich nicht mochte. Frau Fuchs, die vielleicht zehn Jahre älter war als ich, hatte das Mehrfamilienhaus geerbt und statt selbst arbeiten zu gehen, versuchte sie, so viel Geld wie möglich aus ihren Mietern zu pressen. Einen Mann hatte die rothaarige Hexe nicht, was mich nicht verwunderte.

Zu den anderen Mietern hatte ich kaum Kontakt. Man grüßte sich, wenn man sich im Treppenhaus begegnete, was selten vorkam. Mit Namen kannte ich nur Frau Bohn, eine Witwe, die in der ersten Etage wohnte. Sie schien auch die Einzige zu sein, die mit unserer Vermieterin freundliche Worte tauschte.

Mir begegnete Frau Fuchs mit unverhohlenem Misstrauen, und mehrfach fragte sie nach, ob ich etwas über den Verbleib meiner Vormieterin wüsste. Sie klingelte zu jeder Tageszeit bei mir, meckerte wegen jeder Nichtigkeit. Ich würde nicht gründlich lüften, ich hätte die Haustür über Nacht nicht abgeschlossen oder meine Musik zu laut aufgedreht. Sie lauerte mir ständig im Hausflur auf, um mich mit Vorwürfen zu bombardieren. Zuletzt wollte sie mir untersagen, Besuch und vor allem Herrenbesuch zu empfangen. Angeblich hätten sich Mitbewohner beschwert. In Wahrheit lebte ich sehr zurückgezogen. Ich hatte keine Familie, kannte niemanden meiner Kommilitonen näher und außer im Bistro, in dem ich arbeitete, hatte ich keine sozialen Kontakte. Ich war eher verschlossen anderen

Menschen gegenüber, ich hatte zu viele schlechte Erfahrungen gemacht. Meine Vermieterin legte mir nahe, mich nach einer anderen Bleibe umzusehen. Aus meiner Wohnung kämen unangenehme Gerüche und sie habe den Verdacht, in meiner Behausung könne sich Ungeziefer ausbreiten. Das war eine bodenlose Frechheit und völlig aus der Luft gegriffen. Aber ich wollte auf gar keinen Fall ausziehen. Ich liebte meine originelle, gemütliche Bude, hier fühlte ich mich geborgen und sicher. Mein Leben hätte so harmonisch sein können, wenn Frau Fuchs nicht gewesen wäre. Kaum hatte ich nach Feierabend die Wohnungstür geschlossen und meine Lieblingsmusik eingeschaltet, schon hämmerte meine Vermieterin gegen die Tür. Sie ließ mich einfach nicht in Frieden. Nie habe ich einen Menschen mehr gehasst als sie.

Dann erhöhte sie eines Tages grundlos die Miete. Nicht viel, aber zu viel für eine mittellose Studentin, die sich mit Aushilfsjobs über Wasser halten musste. Für mich stand fest, dass sie mich loswerden wollte. Dabei hatte ich meinerseits schon überlegt, wie ich sie loswerden könnte: Ich würde sie von ihrem Balkon schubsen oder die Treppe hinunterstoßen oder, etwas unspektakulärer, einfach vergiften. Ich könnte sie niederschlagen und ihre Leiche in ihrer eigenen Tiefkühltruhe verstecken oder zerstückeln und ihre Einzelteile zu Gulasch verarbeiten. Das hatte ich mal in einem Film gesehen.

Ich konnte mich aber nicht entschließen.

Jean-Luc hat mich damals vor ihr gerettet.

Ich lernte ihn an einem Freitag im April kennen. Es war früher Nachmittag, die Sonne schickte erste wärmende Strahlen, und er war der einzige Gast in dem Bistro, in dem ich kellnerte. Kurz zuvor hatte ich beschlossen, mein Studium abzubrechen, denn um meinen Lebensunterhalt zu verdienen, musste ich so viel arbeiten, dass kaum Zeit zum Lernen blieb. Die Vorlesungen hatte ich so selten besucht, dass ich gar nicht mehr wusste, was ich eigentlich studierte. Außerdem waren die Hörsäle überfüllt und

dunkel, in den Straßencafés aber wurde es jetzt licht und freundlich. Jedenfalls an den Tagen, an denen es nicht regnete. Obwohl ich besonders gerne in der Küche arbeitete, schickte mein Chef mich meistens zum Servieren. »Perdita, Sie sind zu hübsch für die Küche«, meinte er. Ich müsste raus zu den Gästen, sodass die Männer mit mir flirten könnten.

Jean-Luc kam aus der Vendée, die südlich der Bretagne liegt, von der *Côte de Lumière*, das heißt »Küste des Lichts«. Er sah genauso aus, wie ich mir einen Franzosen vorgestellt hatte: lockige, dunkle Haare, dunkelbraune Augen, gebräunter Teint, nur dass er kein Baguette unter dem Arm trug. Er schwärmte mir von seiner Heimatstadt vor: La Tanche-sur-mer, von weitem Himmel und blauem Meer, vom milden Klima und von mehr Sonnenstunden als an der Côte d'Azur. Er konnte so schön erzählen und hatte einen so bezaubernden französischen Akzent, dass ich mich sofort in ihn verliebte. »Ein Flirt ist wie eine Tablette, niemand kann die Nebenwirkungen genau vorhersagen«, soll Cathérine Deneuve gesagt haben.

An einem grauen Regentag lagen wir aneinandergeschmelt unter meiner Bettdecke und zählten abwechselnd die Tropfen, die Schlieren auf der Fensterscheibe hinterließen.

»Eins.«

»*Deux*.«

»Drei.«

»*Quatre*.«

»Fünf.«

»*Six*.« Jean-Luc hielt inne, drehte den Kopf zu mir und sah mich aus seinen tiefen braunen Augen nachdenklich an. »Perdita, *chérie*, isch muss zurück nach Fronkreisch.«

Ein Stich fuhr mir durchs Herz. Wir kannten uns gerade einmal vier Wochen und jetzt sollte alles schon wieder vorbei sein? Obwohl wir uns fast täglich gesehen hatten, wusste ich kaum etwas über ihn. Trotzdem hatte ich von einer gemeinsamen Zukunft geträumt. Hatte mir

vorgestellt, dass wir zusammenziehen würden, in eine größere Wohnung am Stadtrand oder in ein Haus mit Blick auf den Rhein. Ich wollte mich um Haus und Garten kümmern, unsere gemeinsamen Kinder großziehen und ihm sein Lieblingsgericht kochen oder von mir aus auch die Buchhaltung für seine Firma machen, obwohl ich gar nicht wusste, ob er eine Firma hatte. Ich sah meine Zukunftsträume in sich zusammenfallen wie eine Blase an der Ferse, in die man eine Nadel bohrte.

Tränen stürzten aus meinen Augen, als würde ich säckeweise Zwiebeln schälen. Jean-Luc küsste mein Gesicht trocken und erklärte mir, dass seine Großtante unlängst verstorben sei und ihm ihr Château hinterlassen habe. Nicht groß, aber groß genug, und ein paar Zimmer könne man an Sommergäste vermieten. Ich hätte doch ein Händchen dafür, aus nichts etwas zu machen. Ob ich mitkommen wolle? Und ob ich wollte! Ich war Ende zwanzig und total verknallt in diesen charmanten Franzosen, der mir gerade den zweiten Heiratsantrag meines Lebens gemacht hatte. Jedenfalls hielt ich Jean-Lucs Angebot für einen solchen.

Bei meiner ersten Hochzeit war ich viel zu jung gewesen, gerade mit der Schule fertig, und ich hatte keine Ahnung vom Leben gehabt. Die Ehe war ein einziges Malheur und hielt knappe zwölf Monate. Mein erster Mann, ich kann mich an seinen Namen nicht erinnern – ich habe diese Gabe, unangenehme Dinge zu verdrängen – jedenfalls war mein erster Mann viel älter als ich und ein Despot. Sein sicheres Auftreten, seine Redegewandtheit und sein Geld hatten mich geblendet. Zu spät erkannte ich, dass er geizig war und herrisch und mich wie ein Kind bevormundete. Bei unserem letzten Streit war die Situation eskaliert. Nach dem Abendessen packte ich meine Sachen und alles, was ich für meine Sachen hielt, und machte mich aus dem Staub. Ich habe nie wieder etwas von ihm gehört.

Eine Hochzeit wäre mal wieder schön. Ein großes Fest mit Freunden und Bekannten und zum Schluss wären alle

betrunken und glücklich.

Mein Geld war sowieso gerade mal wieder zur Neige gegangen und es gab Dauerstress mit Frau Fuchs, der Hexe, weil ich seit dem Winter meine Miete nicht mehr bezahlen konnte. Ich hatte vergeblich versucht, sie mit kleinen Präsenten aus dem Bistro bei Laune zu halten, doch sie machte mir mit ihren Vorwürfen und Beschimpfungen das Leben zur Hölle.

So kam es, dass ich wieder einmal meine Besitztümer packte. Mit einer letzten kulinarischen Aufmerksamkeit nach einer meiner eigenen Rezepturen verabschiedete ich mich von meiner Vermieterin. Ich wollte ihr den Triumph nicht gönnen, dass ich sang- und klanglos das Feld räumte.

Und nun stand Frau Fuchs hier in Frankreich, in diesem kleinen Urlaubsparadies, vor mir und bombardierte mich mit Fragen. Ich hatte nicht damit gerechnet, sie jemals im Leben wieder zu sehen. Ich versuchte mich zu erinnern. Wie war das damals gewesen? Hatte ich ihr zum Abschied nicht einen Topf Zwiebelsuppe vor die Tür gestellt? Sie war zwanghaft sparsam und hatte bestimmt nichts verkommen lassen. Nur, wenn sie die Zwiebelsuppe mit meiner speziellen Würzmischung gegessen hätte, stünde sie jetzt nicht hier. Aber wenn sie die Suppe nicht gegessen hatte, wer dann?

Etwa die ältere Dame aus der ersten Etage, die seinerzeit als einzige mit Frau Fuchs auszukommen schien? Wie hatte sie gleich geheißen? Nach irgendeinem Gemüse, Erbse oder Bohne? Sie war eine reizende Dame gewesen, einsam, aber immer freundlich zu jedermann. Es täte mir heute noch Leid um sie.

Wenige Tage später war ich zusammen mit Jean-Luc in La-Tranche-sur-Mer eingetroffen. Im ersten Moment war ich enttäuscht. Das, was ich mir als mondäne Touristenhochburg ausgemalt hatte, war kaum mehr als ein pittoreskes Fischerdorf. Im Zentrum befanden sich eine